

Der olympische Gedanke

Liebe Kolleginnen und Kollegen, immer wieder bin ich von den Olympischen Spielen fasziniert. Neben den Leistungen an sich und vor allem der multimedialen Präsenz ist es aber vor allem ein Faszinosum, das mich nachhaltig beeindruckt: Nach monate-, ja jahrelangem Training muss der Athlet im Rahmen seines individuellen Wettbewerbs auf die Minute topfit sein. Der logistische Aufwand, die eigene körperliche Fitness so zu optimieren, dass dieses ideale Zeitfenster für die Höchstleistung wirklich erreicht wird, erscheint mir riesig, und ich stelle mir das unglaublich belastend vor. Zumal oft auch substantielle Sponsorenverträge existieren, die dann am Ende des Tages mit dieser Leistung verknüpft sind. Die Trainingsphase erscheint im Kontrast dazu sehr locker, da es hier ja über Monate um viel weniger geht.

Ganz anders sieht es in unserem Beruf aus. Da gibt es (vom Studium einmal abgesehen) keine wirklichen Trainingsphasen, da ist jeder Tag ernst, da ist die Spannung immer hoch. Das sollten wir uns stets vergegenwärtigen. Auf der anderen Seite ist aber der Druck, genau in dem einen Moment eine epochale Maximalleistung zu bringen, nicht im selben Maße vorhanden wie im Hochleistungssport – von daher haben wir es doch eigentlich besser, oder?

Lassen Sie mich zum Schluss noch den Titel dieses Editorials reflektieren. Ich glaube, der originäre Gedanke des „Dabei sein ist alles“ spielt seit fast 100 Jahren bei den Olympiaden absolut keine Rolle mehr, denn dafür geht es einfach um zu viel. Umso mehr hat mich eine Situation bei einem Wettkampf gehandicapter Sportler berührt: Als beim 400-Meter-Lauf ein Läufer stürzte, blieb ein anderer einfach stehen, half dem Gestürzten auf, und die beiden liefen gemeinsam über die Ziellinie. So etwas hat es in Sotschi wahrscheinlich eher nicht gegeben.

Viel Spaß bei der Lektüre.

Ihr
Prof. Dr. *Roland Frankenberger*
Chefredakteur

